

dtv

»Wenn die entscheidenden Leute ihre Jobs wechselten, waren zuarbeitende *freelancer* wie er plötzlich ohne Beschäftigung. Es war allerhöchste Zeit, in ein paar neuen Läden ein paar Arbeitsproben vorzulegen. Allerdings war Peschek nicht mehr vierundzwanzig, und deswegen konnte er nicht mehr mit ein paar geschmeidig-powervollen Gesten in den Vorzimmern erscheinen und wie ein achtungsgebietendes Neutalent seine Mappe öffnen. Sondern er war vierunddreißig, ein in der Werbung schon bedrohlich alter Mann, der, sofern er sich als jung und neuartig anpries, der Lächerlichkeit näher war als einem neuen Auftrag.« Zunehmende Arbeitslosigkeit, Existenzkampf: Der freischaffende Werbegrafiker Wolf Peschek reagiert darauf, indem er »fremde Kämpfe« abschaut und – um nicht mit dem Gesicht an der Wand zu landen – zu kriminellen Überlebenstricks greift.

*Wilhelm Genazino*, geboren 1943 in Mannheim, arbeitete zunächst als freier Journalist, später als Redakteur bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Daneben machte er sich als Hörspielautor einen Namen. Als Romanautor wurde er 1977 mit seiner ›Abschaffel‹-Trilogie bekannt. Für sein umfangreiches Werk wurde er mit zahlreichen Preisen geehrt, u. a. mit dem Georg-Büchner-Preis 2004, der renommiertesten Auszeichnung für deutschsprachige Literatur. Der Liebhaber spanischer Literatur, der lange Jahre in Heidelberg gewohnt hat, lebt seit 2004 in Frankfurt.

Wilhelm Genazino

Fremde Kämpfe

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Wilhelm Genazino  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Abschaffel (13028)  
Ein Regenschirm für diesen Tag (13072)  
Die Ausschweifung (13313)  
Die Obdachlosigkeit der Fische (13315)  
Achtung Baustelle (13408)  
Die Liebesblödigkeit (13540)  
Der gedehnte Blick (13608)  
Mittelmäßiges Heimweh (13724)  
Das Glück in glücksfernen Zeiten (13950)  
Die Liebe zur Einfalt (14076)  
Aus der Ferne – Auf der Kippe (14126)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



2. Auflage 2013  
2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Lizenz Ausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags  
© 2004 Carl Hanser Verlag München  
Erstveröffentlichung: Reinbek bei Hamburg 1984  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung  
eines Fotos von © getty images/Lise Metzger  
Gesetzt aus der Sabon 10/12  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13314-7

Die Hauptsache ist nicht, zu wissen, ob man recht hat oder nicht. Das ist wirklich nicht wichtig . . . Notwendig ist nur, der Welt den Mut zu nehmen, sich mit einem zu befassen.

Louis-Ferdinand Céline, ›Tod auf Kredit‹



In aller Gutmütigkeit rumpelte eine hell erleuchtete Straßebahn um die Ecke. Elegant schwebte ein querschnittgelähmter Mann in einem chromblitzenden Rollstuhl vorüber. Eine junge Frau ritzte eine leere Plastiktüte auf einer Seite auf und zog sie sich als Kapuze über den Kopf. Am Nebentisch redete eine Frau einem Mann den Kopf ab. Feindlos schwammen ein paar Fische in einem in der Wand eingelassenen Aquarium. Auf der Theke stand eine Vase mit grau gewordenen Nelken, die so zerknittert und mürbe aussahen wie alte Bettwäsche. Wolf Peschek saß in einem Café und starrte durch die Scheibe hinaus auf die Straße. Durch langes, geduldiges Schauen wurde er manchmal so zuversichtlich, daß er glaubte, auf die Preisgabe von Geheimnissen warten zu können. Er wartete und wartete, aber die Erschütterungen der Zeit drückten sich nicht aus. Wieder überlegte er, was er tun sollte, wenn seine Lage kritischer wurde. Immerzu wollte er auf alles vorbereitet sein; fast täglich wünschte er sich, alle Schwierigkeiten wenigstens einmal vorher gespielt zu haben, bevor sie wirklich eintraten. In diesem Wunsch erkannte er seinen ältesten Traum, der seit seiner Kindheit mit ihm wuchs: das Vertrautsein mit dem noch Verborgenen. Die Frau am Nebentisch wechselte mit jedem Lacher ihr Thema. Langsam geriet Peschek in eine milde Vergeblchkeitsstimmung. Er nahm seine Jacke von der Stuhllehne und winkte die Kellnerin herbei. Alles Schauen hatte ihm wieder nichts eingebracht. Es war erst zwanzig nach drei, aber es sah viel später aus.

Draußen auf der Straße fand er in seiner Jackentasche wieder das Päckchen bunter Gummiringe, das er sich vor einer Stunde in einem Zeichenbedarfsgeschäft gekauft hatte.

Das Aufstoßen der Fingerspitzen auf den vielen runden Ringen rief ein kleines Entzücken hervor. Er riß die Cellophanpackung ganz auf, schüttete die Gummiringe restlos in die Jackentasche und bohrte die Hand so tief darin ein, bis alle Finger verstrickt und verzurrt waren. Wenn ihn jetzt jemand mit Handschlag begrüßen wollte, müßte er zuerst einen Packen Gummiringe aus der Tasche heben. Auf der anderen Seite der Straße hing ein frisch ausgeraubter Warenautomat. Endlich ein Zeichen, das die Bewegtheit der Zeit eingestand! Mit vollkommener Leere zeigte der Automat jedem Passanten, daß die kommenden Jahre das Leben schärfer anfaßten als die vergangenen. Aus Dankbarkeit für die klare Mitteilung wollte sich Peschek den Blechkasten aus der Nähe ansehen. Aber schon beim Überqueren der Straße erkannte er, daß er sich geirrt hatte. Der Automat war nicht heute und nicht gestern ausgeraubt worden, sondern hing schon seit langer Zeit verrottet an der Wand. In seinen leeren Warenfächern hatte sich nichts als Straßendreck angesammelt. Enttäuscht wandte sich Peschek ab und kaufte bei einem Straßenhändler ein Pfund teurer, kalifornischer Walnüsse. Im Augenblick, als er die Papiertüte mit den Nüssen in der Hand hielt, wußte er, daß ihn das Schweigen ringsum trostbedürftig gemacht hatte. Bevor er mit der Bahn nach Hause fuhr, betrat er ein kleines Postamt. Die Schalterhalle war so leer, als sei auch die Post eben erst ausgeraubt worden. Natürlich sah es wieder nur so aus. Wie breite Gemütsriesen saßen die Postbeamten hinter den Schalterscheiben und sahen in den fast leeren Raum. Eine ältere Frau trug ein sorgfältig gepacktes Paket vor sich her. Das Paket wirkte so fein, als sei es nicht gepackt, sondern eingekleidet worden. An der fremden Verpackungssorgfalt erkannte Peschek, daß die anderen Menschen ruhiger in die Zukunft sahen als er selber. Er verlangte fünf achtziger Briefmarken und verließ beschämt die Schalterhalle.

Zu Hause holte er den Nußknacker aus einer Schublade und setzte sich an den Tisch. Das Innere der ersten vier von ihm geöffneten Nüsse war schwärzlich eingetrocknet oder grün angeschimmelt. Obwohl die fünfte Nuß nicht mehr verdorben war, beunruhigte ihn der Anblick der anderen, faulen Nüsse so sehr, daß er es nicht lassen konnte, sämtliche Nüsse nacheinander aufzuknacken. Am Ende sah er, daß weit mehr als die Hälfte ungenießbar war. Dieser Betrug schien ihm ein paar Augenblicke lang die Kraft zu einer großen Zerstörung zu geben. Der Anschein der Kraft war natürlich nur ein neuer Betrug, den Peschek gelangweilt durchschaute. Er sammelte mit den Händen die Halbschalen der entzweiten Nüsse ein und legte sie nebeneinander auf das Sims seines Küchenfensters. Im Arbeitszimmer schnitt er ein kleines Kartonschild aus, faltete es in der Mitte und schrieb mit einer Tuschfeder auf die Vorderseite die beiden Worte: »Eine Nachmittagsattacke«. Er wedelte das Schild ein wenig hin und her, damit die Schrift eintrocknete, und stellte es zu den faulen Nüssen auf das Fenstersims.

Wolf Peschek wechselte in immer kürzeren Abständen seine Lage. Kaum hatte er sich auf der linken Körperseite eingerichtet, drehte er sich herum auf die rechte. Es war halb sechs Uhr früh. Pescheks Freundin Dagmar Achatz lag noch ruhig schlafend neben ihm; wahrscheinlich würde sie von seinen Bewegungen bald erwachen. Wie fast jede Nacht, wenn er bei ihr schlief, hatte sie sich instinktiv an den Rand des Bettes gelagert, damit er ausreichend Platz hatte. Meistens träumte er gegen Morgen kurze und harmlose Unsinnsträume, an die er sich schon beim Frühstück nicht mehr erinnerte. Manchmal träumte er auch furchtbare Vernichtungsträume, die seine Lebensgefühle so mächtig niederstreckten, daß er noch beim Frühstück nicht recht sprechen konnte. Einen solchen Traum träumte er an diesem Ende

der Nacht. Draußen graute der Tag, aber Wolf Peschek wartete auf einem Bahnsteig in Freiburg oder Basel oder Karlsruhe auf einen Zug, um nach Frankfurt am Main zu fahren. Er war gut gekleidet und trug einen schmalen Koffer. Offenbar war er ein Geschäftsreisender, der sich auf eine Konferenz konzentrierte. Wenige Minuten später rollte der Zug mit einem großartigen (und im Traum verstärkten) Donnern in der Bahnhofshalle ein. Rasch drängten sich die Reisenden an die geöffneten Türen. Schon leerte sich der Bahnsteig. Alle stiegen ein, nur Peschek nicht. Er wußte, daß er sich beeilen mußte, wenn er den Zug nicht versäumen wollte, aber er hatte plötzlich nicht mehr die Kraft, auf eine der Türen zuzugehen und einzusteigen. Wenn er sich nicht sofort in Bewegung setzte, waren alle seine Pläne zunichte. Da klappten die automatischen Türen zu, eine Stimme bat alle Zurückbleibenden, vom Gleis zurückzutreten, und Peschek sprach zu sich: Wenn ich mich jetzt nicht auf den Zug stürze, werde ich verlieren. Schon diese Mahnung kam zu spät. Der Zug fuhr an. Und ohne Überlegung begann Peschek, neben dem versäumten Zug herzulaufen: Er rannte hinter den Puffern des letzten Wagens aus der Bahnhofshalle hinaus. Schon nach einem knappen Kilometer schmerzten ihm die Beine. Das harte und schnelle Auftreten auf den Holzbohlen war kaum auszuhalten. Seines Koffers hatte sich Peschek inzwischen entledigt, und eben war er dabei, während des Laufens seine Anzugjacke auszuziehen und sie in hohem Bogen auf die seitlichen Felder zu werfen. Fast schon wie ein geübter Zugversäumer lief er neben den Wagen her. Er fühlte, daß er ein Verrückter sein mußte, der alle Menschenvernunft beschämte. Er lief und lief, bis am Horizont die Hochhaustürme der Stadt Frankfurt am Main sichtbar wurden. Der Lokführer drückte das Tempo, und dann dauerte es nur noch wenige hundert Meter, ehe Peschek neben dem Zug in den Frank-

furter Hauptbahnhof einlief. Der lange Bahnsteig, der ihm Auslauf gestattete, war eine unmittelbare Erleichterung für seine schmerzenden Füße. Endlich war er angelangt! Aber wenig später, als er nach seinem Koffer suchte, wurde ihm bewußt, daß sich seine Anstrengung nicht gelohnt hatte. Erstaunt und erschreckt betrachteten ihn die Reisenden; er war eine zerlumpte, schwer atmende Gestalt. Tatsächlich hatte Peschek unterwegs fast alle Kleider verloren; seine Schuhe waren durchgelaufen und abgerissen, seine Hose ein Fetzen, und sein Hemd war ihm, wer weiß, wie, abhanden gekommen. Er taumelte, fast ohnmächtig vor Atemnot, verschwitz und an den Füßen blutend und sich mehr und mehr verschmutzend im Frankfurter Hauptbahnhof umher.

An diesem Punkt des Traums erwachte Peschek. Dagmar war nahe bei ihm, vielleicht hatte sie ihn sogar geweckt. Er wollte etwas sagen, aber er war, obwohl wach, noch ganz beherrscht von der Niedertracht des Traums. Er faßte an Dagmars Brüste, die frühmorgens ein wenig weicher und größer zu sein schienen als tagsüber. Er wußte, daß Dagmar es mochte, morgens im Halbschlaf und im Halbdunkel von ihm gesucht und genommen zu werden; dann hatte sie das Gefühl, für ihn zu einem Schicksal zu werden, und dieses Gefühl ließ sie die Macht spüren, die sie über ihn schon gewonnen hatte. Er lag auf ihr, und mit der regelmäßigen Festigkeit seiner Bewegungen bemerkte er, daß die Beschämung des Traums von ihm abfiel. Aus Dankbarkeit darüber, wieder in der wirklichen Welt angekommen zu sein, hob der kräftige und großgewachsene Peschek die kleinere, festgebaute Dagmar aus dem Bett in die Höhe, klemmte ihr die Bettdecke unter den Rücken, legte sie auf den dicht beim Bett stehenden Tisch und drang wieder in sie ein. Der Anblick von Dagmar war unerhört; es gab keine andere Situation, in der sich ein Mensch einem anderen so ungeschützt darbot. Die Auslieferung von Dagmar verstärkte die Hinga-

be der beiden, und in dieser Stellung glich der Geschlechtsakt an seinem Ende eher einer gemeinsamen Erschütterung als zwei einzelnen Befriedigungen. Manchmal, wenn er tagsüber mit sich allein war, litt Peschek an der Vorstellung, eines Tages als verbitterter alter Mann zu enden, der sich nicht mehr von dem Gedanken befreien konnte, in seinem Leben nichts Einmaliges erlebt zu haben. Für diese schweren Tage, wenn sie je kommen sollten, wollte er sich den Anblick der auf dem Tisch liegenden Dagmar einprägen, die wie ein Kind die Beine hochstreckte und seufzte und manchmal lachte und dann ruhig die Augen schloß. Solange ihm dieses Bild einfiel, würde er niemals glauben können, im Leben leer ausgegangen zu sein.

Sie trennten sich, und wie immer staunte Wolf, wie schnell Dagmar wieder auf den Beinen war. Er ging noch einmal zurück ins Bett. Er wollte die halbnackt umhergehende Dagmar noch eine Weile ruhig betrachten. Er mochte den Anblick ihres über dem Stuhl hängenden Unterrocks, und er sah gerne ihren Büstenhalter, der wie mehrere ineinander verzurrte Gummibänder zusammengerollt in einer Ecke lag. Dagmars Appartement war klein; vom Bett aus war praktisch alles, was sich hier ereignete, zu übersehen. Dagmar redete in ihren geöffneten Kleiderschrank hinein, deswegen konnte er sie kaum verstehen. Wolf Peschek hatte Dagmar Achatz kennengelernt, weil sie sich an einem Spätnachmittag vor ungefähr drei Jahren, als er in der Agentur zu tun hatte, einen blau-schwarz-weiß gestreiften Wollschal um den Hals wickelte. Die Farben des Schals hatten ihn gerührt, und nach kaum einer Minute hatte er gewußt, woran sie ihn erinnerten; es war dasselbe Blau und dasselbe Schwarz und dasselbe Weiß, das auch die Oberflügeldeckfedern der Eichelhäher färbte. Er hatte sich an seine Schulausflüge vor mehr als zwanzig Jahren erinnert, als er mit dreißig Mitschülern durch den Odenwald gestapft war und

diese blau-schwarz-weiß gestreiften Federchen der Eichelhäher gesucht hatte. Kaum mehr als zwei ließen sich während eines Ausflugs finden. Ein paar Augenblicke lang, als er die Eichelhäherfarben im Schal von Dagmar wiedersah, hatte er sich zurückgesehnt in einen kühlen, feuchten und hellen Mischwald mit Haselnüssen, Bucheckern, Kastanien und Eichelhäherfedern. Einige Tage später hatte er Dagmar in der Agentur angerufen und sie gefragt, ob sie früher auch so gern an Schulausflügen teilgenommen hätte. Bald nach diesem Anruf war sie seine Freundin.

Peschek erhob sich und zog sich an. Noch immer war der Schreck des Traums in ihm. Dagmar richtete das Frühstück.

Kommst du heute in die Agentur? fragte sie.

Ich weiß es noch nicht, sagte er.

Soll ich dir einen Käsetoast machen?

Ja.

Mußt du nicht deine Entwürfe abgeben?

Doch, antwortete er.

Dagmar steckte zwei Scheiben Weißbrot in den Toaster und schminkte sich hastig.

Hat sich Münchmeyer über mich beschwert? fragte er.

Bei mir würde er das niemals tun.

Hast du das Gefühl, daß er ein bißchen bissig ist auf mich? fragte er.

Ein bißchen schon, rief sie; er beneidet dich, aber er würde niemals mit dir tauschen.

Und außerdem kann er auf keine Mark verzichten, sagte Wolf und setzte sich an den gedeckten Tisch.

Ich esse mal wieder viel zu schnell, sagte Dagmar.

Das spricht für dich.

Wieso?

Weil du gar nicht erst versuchst, deine Gier zu verheimlichen, sagte er.

Ich war schon als Kind so unersättlich, sagte sie; an

meinen Geburtstagen war ich nie zufrieden mit den Geschenken, die ich gekriegt hab. Ich habe meinen Spielzeugschrank aufgemacht und habe ältere Spielsachen herausgeholt und habe sie auf den Geburtstagstisch mit draufgestellt, damit es nach mehr aussah. Und damit die Kinder staunten, die mich am Nachmittag besuchten.

Und die Kinder sind drauf reingefallen? fragte er.

Ich bin ja selbst drauf reingefallen, sagte sie.

Ich war genauso gierig wie du, sagte er; ich habe sogar an meinen Hosenträgern gekaut, wenn ich kein Geld hatte, um mir einen Lutscher zu kaufen. Und wenn ich eine Stunde auf den Dingen herumgebissen hatte, ist mir schlecht geworden.

Dagmar trank ihre Tasse leer und schob ihren leeren Teller zurück.

Wir müssen gehen, sagte sie.

Ich bin soweit, sagte er.

Das gefiel Wolf Peschek immer besser: frühmorgens zwischen acht und neun Uhr nach Hause zu gehen. Er war nicht eben ordentlich gekleidet, er war nicht rasiert und kaum richtig gekämmt. Es war ein nasser Wintermorgen Ende Februar. Wolf betrachtete die schmutzig verschmierten Autos, die aussahen, als würden sie schon jahrelang bloß herumstehen. Es war die dritte Nacht in dieser Woche, die er bei Dagmar verbracht hatte. An manchen Morgen war das zuviel für seinen ängstlichen Vorsatz, sich auf keinen Fall an einen Menschen auszuliefern. Dagmar erzählte ihm Geschichten von ihren Eltern, die er bereits kannte, aber es machte ihm nichts aus, wenn sie sich wiederholte. Womöglich waren diese Wiederholungen der Beginn einer Vertraulichkeit, die nicht mehr rückgängig zu machen war, und davor fürchtete er sich. Ein leichter Regen ging nieder. Peschek kaufte sich eine billige Zeitung und breitete sie über

dem Kopf aus. Sofort stieß der Wind seitlich in die Zeitungsseiten hinein und machte sie naß und schwer. Natürlich, Vertraulichkeit begann, wenn dieselben Geschichten öfter erzählt werden, dachte Wolf. Der Erzähler möchte, indem er sich wiederholt, gerne zeigen, daß er im Dienst der Vertraulichkeit seine Beherrschung verliert. An einem Kiosk beugte sich Peschek nieder und las die Schlagzeile einer Boulevardzeitung. ZWEI HUNDE ZERFLEISCHEN SPAZIERGÄNGER stand da, und Peschek stellte sich das furchtbare Schicksal des totgebissenen Mannes vor. Doch schon in einer Zwischenüberschrift gestand die Zeitung ihre eigene Verlogenheit ein. Es handelte sich lediglich um einen Biß ins Bein. Peschek gefiel die öffentliche Übertriebenheit der Zeitung, und er schwankte, ob er sich das Blatt kaufen und die blutige Lügengeschichte zu Hause zu Ende lesen sollte. Aber aus Scham und Rücksicht mit der Dummheit der Lügner verzichtete er dann doch.

Wie fast immer, wenn er am frühen Morgen seine Wohnung betrat, zog er sofort die Schuhe aus. Die große, nun fast völlig durchnäßte Zeitung legte er auf dem Kühlschrank ab. Er entkleidete sich und sah kurz nacheinander in die drei kleinen Zimmer. Aus der Kommode im Schlafräum holte er sich frische Wäsche und legte sie auf dem unbenutzten Bett ab. Er rasierte und duschte sich, und als er sich abtrocknete, stellte er das Radio an. Noch in diesem Jahr wird es voraussichtlich zwei Millionen Arbeitslose geben, sagte ein Nachrichtensprecher. Halbnackt lief Peschek durch die Wohnung und stellte sich mit zitternden Beinen an das Fenster seines Wohnraums und sah hinunter auf die Eschersheimer Landstraße. Dort unten war es trüb, naß und dunkel; auf allen vier Fahrbahnen donnerten Autos in die Stadt oder aus ihr hinaus. Und auf beiden Seiten der Straße waren Männer und Frauen unterwegs, gekrümmte Gestalten mit Aktentaschen und Plastiktüten, die zu Fuß zur Arbeit gingen. Was

waren schon diese zwei Millionen arbeitsloser Gespenster in den Nachrichten gegen diese entschlossenen Arbeitsmenschen auf der Straße! Wie oft hatte sich Peschek schon darüber gewundert, daß diese modernen Arbeitslosen nirgendwo sichtbar wurden. Nirgends warteten stumme Personen vor einem Sozialamt zwei Stunden lang auf einen Teller Erbsensuppe. Nirgends waren entlassene Männer anzutreffen, die sich in der Nähe der Fabriken herumtrieben, in denen sie früher gearbeitet hatten. Nirgends hockten zerlumppte Arbeitslose auf den Straßen, den Hut zwischen den Knien, und nirgends liefen hungrige Jungen mit einem Schild am Hals herum, auf dem zu lesen war: »Nehme jede Arbeit an.«

Aus Furcht fiel Peschek prompt die Agentur Backes & Petersen ein, wo er noch in dieser Woche seine Entwürfe abliefern mußte, an denen er so lange gearbeitet hatte. Er wollte sich nicht an den Termin erinnern lassen. Früher hatte er Wert darauf gelegt, daß ihn Leute, für die er arbeitete, hofierten. Wer sich nicht allzuoft blicken ließ, hatte damals die Möglichkeit, überschätzt zu werden. Diese Zeit war endgültig vorbei. Pescheks neue Lage war, daß er seit ungefähr drei Wochen von überhaupt niemand mehr eingeschätzt wurde, weder falsch noch richtig: Seit drei Wochen hatte er keinen neuen Auftrag mehr entgegengenommen. Seit sieben Jahren stand er als freischaffender Grafiker im Telefonbuch. Natürlich, wenn es der Wirtschaft schlechtging, wurde zuerst an der Werbung gespart. Das hatte er tausendmal gehört, aber nie für möglich gehalten, in Frankfurt schon gar nicht. Alle hatten ihm geraten, nach Frankfurt zu gehen, damals, als er die Werbefachschule beendet hatte. Frankfurt ist *das* deutsche Agenturzentrum, hieß es, *die* europäische Werbemetropole. Das stimmte auch heute noch, aber es stimmte jeden Tag ein bißchen weniger; und zu den paar hundert Leuten in seiner Branche, die in dieser

Stadt merkten, daß es nicht mehr ganz stimmte, gehörte Wolf Peschek.

Er stellte das Radio ab, zog den Reißverschluß an seiner Hose hoch und betrachtete die nasse Zeitung auf dem Kühlschrank; sie war in sich zusammengesunken wie ein großer Schmetterling, der aus Versehen ins Meer gefallen war und nicht mehr hochkam. Peschek fühlte, daß er nervös war. Es genügte ein Satz im Radio, um ein unendlich verborgenes Zitterlamento in ihm auszulösen. Er lief in der Wohnung umher, nur um wieder am Fenster stehenzubleiben. Er sah eine Frau, die aus einem Wagen stieg; ihr Make-up war in Ordnung, aber in ihren Augen geschah nichts. Mit stumpfen Blicken sah sie an den Häuserwänden hoch. Es fiel ihm Dagmar ein, die ihn erst vor einer Stunde gebeten hatte, endlich eine Nachricht mit ihrer Adresse in seine Brieftasche zu legen. Wenn dir etwas passiert, erfahre ich nichts, hatte sie im Treppenhaus zu ihm gesagt. Die Frau auf der Straße betrat nicht das Haus, in dem Peschek wohnte, sondern lief weiter. Es hatte aufgehört zu regnen. Peschek sah noch eine Weile den Tauben zu, die aus den flachen Pfützen tranken, dann nahm er einen Zettel, schrieb die Adresse von Dagmar und ihre Telefonnummer drauf und legte ihn in seinen Personalausweis. Er glaubte nicht daran, daß ihm je etwas zustieß, aber er wollte den ausgefüllten Zettel gelegentlich Dagmar zeigen, damit sie sah, daß er auf sie hörte. Wenn er an Dagmar dachte, dann hieß das: Das Zitterlamento war unterbrochen. Wie einfach das Leben war, wenn er es mit Dagmar teilte! Sie ging immer noch einmal in der Woche ins Kino und machte sich dafür eine halbe Stunde lang vor dem Spiegel zurecht. Obwohl sie die Filme, die sie sah, nicht ernst nahm, beteiligte sie sich gern an dem allgemeinen Gerede, das die Filme unter den Menschen hervorriefen. Am Anfang war Wolf fast jede Woche dabeigewesen, später nicht mehr.

Dagmar achtete darauf, daß sich an Hauptvergnügungen immer bestimmte Nebenvergnügungen anschlossen. Wenn sie mit Wolf im Kino war, wollte sie spätnachts auf dem Heimweg am Rande von hell erleuchteten Straßenkreuzungen von ihm gepackt und mit kinomäßiger Übertriebenheit geküßt werden. Wenn es an einer Mauer oder im Schutz einer Straßenbahnhaltestelle geschah, griff er ihr unter den Rock und legte einen Finger in ihr Geschlecht. Einmal drückte sie ihn seitlich gegen einen Fahrkartenautomaten, so daß seine Gestalt vollkommen im Dunkel verschwand. Sie öffnete ihm den Hosenladen, holte seinen Schlot heraus und lutschte ihn im Schatten einer nachtgrauen Haltestelle. Er hatte nichts dagegen, aber er hatte das Gefühl, zum erstenmal in seinem Leben überwältigt zu werden. Er war neben dem Fahrkartenautomaten zusammengerutscht und sah aufgeregt nach links und rechts die Straße entlang: Wie jedes einverständene Opfer sorgte er sich darum, andere Menschen könnten seine Opferung beobachten und mißverstehen. In dieser Nacht begriff er, daß Liebe akzeptierte Gewalt war, die erst dann endete, wenn der Gewalthaber müde oder gesättigt war.

Im vorderen Zimmer, das Peschek für sich das Straßenzimmer nannte, wartete er auf das Ende seiner Unruhe. Es stand nur wenig in diesem Zimmer: zwei alte Ledersessel, die er nicht wegwerfen wollte, eine Liege, die er kaum benutzte, einige Mappen mit alten Bildern und Entwürfen, zwei Koffer und der Fernsehapparat, der nur noch wenig lief. Oft stellte er den Apparat laut ein und empfand Vergnügen dabei, wenn sich die Fernsehgeräusche mit dem Verkehrslärm von draußen vermischten. Wenn schwere Tanklastzüge oder Sattelschlepper vorüberfuhren, zitterte das ganze Zimmer und der gerade laufende Film. Für Sekunden bildete sich Peschek dann ein, die ganze Welt sei endgültig zu einer falsch gefilmten Behauptung geworden, die man nur auszuknipsen brauchte, um sie zu vergessen.

Peschek hatte nichts mehr zu arbeiten und saß deswegen am liebsten in seinem Arbeitszimmer und betrachtete alte Skizzen und Zeichnungen; früher hatte er oft gezeichnet: Landschaften, Häuser, Straßen und kleine Gegenstände, die auf seinem Tisch herumlagen. In der deutschen Werbung galt die Zeichnung heute nicht mehr viel; ihr Aussagegehalt wurde für nicht wahrhaftig, nicht echt und nicht überzeugend gehalten. Heute mußte jeder Margarinewürfel, jedes Fahrrad, jedes Hemd, jede Armbanduhr, überhaupt alles mußte fotografiert werden. Ein Foto war echt und wahr und überredend, ein Foto war ein Schlag in die weichen Stellen. Ringsum war es ruhig, fast still. Noch nicht einmal das Geschrei einer griechischen Ehefrau, die mit ihrer Familie ein Stockwerk tiefer wohnte, war heute zu hören. Und von seinem, Pescheks Stockwerk kam erst recht kein Laut; nebenan wohnte ein älterer Schichtarbeiter mit seiner Frau. Der Mann war so gut wie nie zu sehen. Erst abends trug er sein kleines grinsendes Gesicht aus dem Haus hinaus und in irgendeine Fabrik hinein. Vorige Woche schon hatte Peschek die Arbeit an seiner Stellwand beendet. Es war seine letzte Arbeit – wenn nicht in diesem Augenblick das Telefon läutete. Natürlich meldete sich niemand. Aus der letzten Arbeit wurde allmählich so etwas wie ein Zeugnis, das sich an alle richtete: seht her, so gut kann ich entwerfen und reinzeichnen, ihr könnt mich nicht sitzenlassen. Die Stellwand war für eine Schokoladenfabrik bestimmt und sollte in Konditoreien und Cafés aufgestellt werden. Peschek suchte sein Bällchen; es war ein kinderfaustgroßes, lackglänzendes Bällchen, und er fand es dicht bei seinem Zeichentisch. Er begann, den Ball im Sitzen gegen die hintere Zimmerwand zu werfen. Er hatte Übung darin, die Würfe immer schneller einander folgen zu lassen. An der Wand hatte sich längst ein grauer Fleck von der Größe eines Tortenbodens gebildet. Mit diesem Spiel gelang es ihm oft, sich selbst in eine zwar

kindische, aber auch muntere und tatenfrohe Stimmung zu versetzen. Aber er mußte vorsichtig sein. Mit dem Zimmerballspiel hatte er schon Stunden hingebracht, und hinterher war er gegen sich selbst aggressiv, weil er sich nicht erklären konnte, warum er seine Zeit vergeudete. Er warf den Ball in eine Ecke und suchte nach Geld. Irgendwo mußte doch ein Bündel mit Tausendern herumliegen, die all die Leute, die vor ihm in dieser Wohnung gelebt hatten, verloren haben mußten. Das Geldfinden (auf der Straße, in Treppenhäusern, in Büros: überall) war sein Traum. Angefangen hatte es in seiner Schulzeit, auf den glücklichen Heimwegen: Fast jeden zweiten Tag verfiel er in den Wunsch, wenigstens einmal im Leben eine prallvolle Brieftasche zu finden. Wieder und wieder hatte er die Straßen abgesucht, hinter geparkte Autos geschaut und herumliegende Zeitungen hochgehoben; nichts, nichts, tausendmal nichts. Er hatte damals sogar gewußt, wie die Brieftasche aussah, die er nie fand; es war eine alte, schwarze, lederne und mürbe gewordene Brieftasche mit vielen abgeschabten und aufgerauhten Stellen; zwei Außenkanten waren neu nachgenäht worden: mit einem farblich nicht zum Leder passenden Faden. In der Brieftasche befanden sich fünftausend oder zehntausend Mark, und das war die Summe, die einem Dreizehnjährigen zur Totalfinanzierung seines Lebens ausreichend schien. Noch heute suchte Peschek nach dieser Brieftasche. Das Nachschauen hinter Autos und Bäumen und Bauzäunen war fest in sein Verhalten eingebaut. Und eines Tages, als er erwachsen geworden war, hatte er sich einen schönen Holzrahmen gekauft, hatte ihn mit weißem Karton ausgelegt und in der Mitte des Bildraums drei zerknüllte Geldscheine eingeordnet: einen Zehn-, einen Zwanzig- und einen Fünfzig-Mark-Schein. Das Geld wurde platt gedrückt, als er den Karton und das Glas in den Rahmen einpaßte, aber er hatte bemerkt, daß zusammengeknüllte Scheine besonders